

Battista – Die Italiener sind da! Spielmodul: Eine Biografie als Fotoalbum gestalten

Barbara Baldinger

Thema:	Die sozioökonomische und soziokulturelle Entwicklung einer italienischen Migranten-Familie vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart
Zielsetzungen:	<p>Die Schülerinnen und Schüler gewinnen Einblick in...:</p> <ul style="list-style-type: none"> • eine gelungene Integration von Immigranten in der neuen Heimat, • Beweggründe zur Emigration aus Italien, • den Verlauf von Migrationsbewegungen, • die Familiengeschichte und Lebenswelt von Mitschüler/innen (Mitbewohnern, Nachbarinnen, Kollegen, Bekannten...) aus anderen Kulturen, • ihre eigene Geschichte als „Secondos“ oder Angehörige der dritten Generation, • den Wertewandel im eigenen Land auf Grund von Impulsen aus fremden Kulturen • die Möglichkeit einer geschichtlichen Dokumentation mit haptischen, ästhetischen und emotionalen Prinzipien
Material:	<p>Fotomaterial (als digitale Prints oder Fotokopien) eines eingewanderten Mitschülers, einer Kollegin, einer Nachbarsfamilie, ausgedruckt und hinten beschriftet (wer, wo, was) in einer Schachtel.</p> <p>Als Grundlage für dieses Spiel dienten die Fotoalben der Familie Colombo aus Caravaggio, Provinz Bergamo (Italien), und Erzählungen Danilo Colombos aus dem Leben seines Vaters Battista in Form einer Interview-Nachschrift. (Möglich sind auch Notizen oder Tagebücher)</p> <p>Papier für Fotoalben (Bürobedarf), Schere, Leim, Stift</p> <p>Für dieses Spiel benutztes Quellenmaterial:</p> <ul style="list-style-type: none"> • Lehrmittel „Destination Schweiz“, Hg. Bundesamt für Flüchtlinge der Schweizerischen Eidgenossenschaft BFF, Bern 2004 • „Neujahrsblätter Baden“ zum Thema „Transkulturell“, Hg. Literarische Gesellschaft Baden und Vereinigung für Heimatkunde Bezirk Baden, Baden 2004 • Verschiedenes Fotomaterial zur Wohnsituation der Italiener in Baden (s. detaillierte Quellenangabe zu den Abbildungen) • „Heimweh“, Fotoroman zum Thema Alter & Migration, Hg. Eidgenössische Ausländerkommission EKA, Migros-Kulturprozent und Pro Senectute Schweiz, Bern 2001
Vorbereitung:	<p>Summarischer Überblick über die Geschichte der Schweiz nach 1945</p> <p>Aktuelle Zeitgeschichte zum Thema Migration und Asyl</p>
Organisation:	<p>Partner- oder Gruppenarbeit mit den Varianten:</p> <ul style="list-style-type: none"> • entweder alle Schüler und Schülerinnen dieselbe Familiengeschichte dokumentieren zu lassen (Vergleichsmöglichkeit!) • oder jeder Gruppe eine andere Familie zuzuteilen

Ablauf:	<ol style="list-style-type: none"> 1. Erarbeitung von Hintergrundwissen zum Thema Migration allgemein, 2. die politische und wirtschaftliche Lage Italiens nach dem Zweiten Weltkrieg, 3. die Zeit der Hochkonjunktur in der Schweiz: Zuzug von Italienischen Arbeitskräften, Rotationsprinzip, Dauer und Art der Aufenthaltsbewilligungen, Lebensbedingungen der Fremdarbeiterinnen und Fremdarbeiter, Überfremdungsinitiativen und Ausländerpolitik der Eidgenossenschaft. 4. Aufgabenstellung: Erstellen des Fotoalbums.
Auswertung und Diskussion:	<p>Es entstehen zur selben Familiengeschichte unterschiedliche Dokumentationen - unterschiedlich in Form und Inhalt.</p> <p>Vergleiche ziehen: Zu welchen Schlüssen kommt ein Betrachter der Familienfotos, eine Leserin von Battistas Aufzeichnungen? Welche Deutungen weichen voneinander ab, warum kommt es zu Unterschieden? Das Bewusstsein dafür schaffen, dass Geschichte immer ein Konstrukt ist und historisch belegbare mit nicht belegbaren Elementen durchwirkt sind.</p> <p>Beurteilung der unterschiedlichen Wahrnehmungen je nach Perspektive: Wie hat wohl Battistas Frau die Auswanderung erlebt? Evtl. Nachfragen bei italienischen Migrantenfamilien!</p> <p>Hat die Beschäftigung mit Familienbildern zu einer emotionalen Beziehung zwischen Lernenden und historischen Personen geführt? Wenn ja, mit welchen Folgen? (Mehr Verständnis, Toleranz auf der Seite der Schweizer? Tiefere Verbundenheit mit der eigenen Geschichte auf der Seite der „Secondos“?</p> <p>Gibt es erwünschte und nicht erwünschte Immigranten?</p> <p>Erörterung neuester Entwicklungen wie z.B. die Ablehnung der Bundesbeschlüsse „vom 03.10.2003 über die ordentliche Einbürgerung sowie über die erleichterte Einbürgerung junger Ausländerinnen und Ausländer der zweiten Generation“ und desjenigen „vom 03.10.2003 über den Bürgerrechtserwerb von Ausländerinnen und Ausländern der dritten Generation“ 2004 – kurz: der fremdenfeindlichen Strömungen der Gegenwart Was haben wir im Gastland von den Migranten und Migrantinnen übernommen? (Pizza, Vespa und Armani...)</p> <p>Wie sehr haben sich die ehemaligen Ausländer an unsere Sitten angepasst?</p> <p>Welches Bild haben wir von ihnen? (die „Tschinggen“, die „Jugos“, die Schwarzen...)</p> <p>Wie sieht die Situation der Eingewanderten und die ihrer Nachkommen heute in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht aus?</p>
Hintergrundwissen	<p>Vergleiche mit Auswanderergeschichten aus verschiedenen Epochen und Gebieten (z.B. Auswanderung von Schweizern in die USA und nach Russland; Migrationsbewegungen und Vertreibungen aus Russland vor und nach der Revolution)</p> <p>Die politische Lage der europäischen Staaten nach dem Zweiten Weltkrieg</p>
Mögliche Weiterführung	<p>Interviews mit Familienangehörigen, bzw. Nachkommen italienischer Migrantenfamilien zu Themen wie Immigration, Fremdsein, Integration, wirtschaftliche Situation, Bildung, Heimweh, Rückkehrwille etc.</p> <p>Umgekehrte Aufgabe: Du emigrierst aus der Schweiz; du hast nur einen Koffer. Was nimmst du mit? Packe deinen Koffer!</p> <p>Ein Migranten- und Migrantinnenparlament veranstalten (wie der Kanton Aargau anlässlich seines Kantonsjubiläums 2003).</p>
Verweis auf andere Spiele:	<p>Beschwerdehefte von Migranten verfassen - Briefe von Migranten beantworten oder erfinden – Debattenreden zu Migrationsproblemen in Parlamenten verfassen und halten – Exekutivorgane</p>

<p>Verweis auf andere Spiele:</p>	<p>hier der Grenzpolizei oder der Fremdenpolizei über Ereignisse und Massnahmen berichten lassen - Fragenkataloge für ein Oral-History-Interview erstellen - Gattinnen von Männern / Gatten von Frauen, die emigrieren wollen, über diese reden lassen – Gesetze zur Migration revidieren und verfassen - Inserate zur Anwerbung von Auswanderern verfassen - Kochen nach Rezepten aus Migrantenländern - Schullehrpläne für Migrantenkinder verfassen - Mitglieder für politische, weltanschauliche oder wirtschaftliche Migranten-Vereinigungen werben - Parteiprogramme zum Migrationsaspekt verfassen oder umschreiben - Gespräche zwischen Migranten aus verschiedenen Zeiten fingieren (z.B. Migranten von heute mit solchen der 1850er Jahre) - Plakate für eine Demonstration herstellen -Podiumsveranstaltungen durchführen - Presseberichte über ein historisches Ereignis (hier zum Thema Migration) verfassen Quellentexte in Texte umschreiben, in denen bestimmte Figuren aus persönlicher Perspektive berichten - Stammbäume zeichnen - Tagebücher von Migranten auszugsweise führen – Vernehmlassungen über Gesetze verfassen (Perspektive der Migranten) - Warnungen von Regierungen verfassen (z.B. vor der Auswanderung in bestimmte Länder)</p>
<p>Varianten:</p>	<p>Fotoalbum einer Familie, die in späteren Wellen in die Schweiz eingewandert ist: Ungarn Serben, Kroaten als willkommene Ausländer in den Siebzigerjahren - und heute?: Albaner, Türken, Schwarzafrikaner...</p> <p>Dokumentation von Migrantengeschichten aus anderen Zeiten und Kulturen, z.B. Schweizer, die nach Amerika (Armenmigration), Russland (Berufsleute wie z.B. Käser) ausgewandert sind oder als Zuckerbäcker Karriere gemacht haben; russische Emigranten in der Schweiz („Russenkolonien“) der Zwanziger Jahre?</p> <p>Weitere Dokumentationsmöglichkeiten: Ev. Fächer verbindend mit Bildnerischem Gestalten „sich ein Bild machen“ von einer beliebigen oder der eigenen Familie mit Bildern und Gegenständen, die zum Leben dieser Familie passen, im Stil von Gerhard Richters „Atlas“ (Richter G., „Atlas“, Enzyklopädie aus 583 Bildtafeln, 1964 – 1995, Kollektion Dürkheim, Deutschland), den „Livres de vie“ von Eva Aeppli (Aeppli E., „Livres de vie“, 15 „Lebensbücher“ mit Zeichnungen, Aufzeichnungen, Fotos, Skizzen, Briefen, die ihre Familie und ihre Freundschaften dokumentieren und in denen Privates und Öffentliches zusammenfindet, Kunstmuseum Solothurn) oder Daniel Spörris Installationen (Spörri D., Fallenbilder, z. B. „Das Frühstück des Kichka I“, 1960, Museum of Modern Art, NY)</p> <p>Offene Foto- und Notizwand, wo alle Teilnehmenden (aus der Schweiz oder aus dem Ausland) Bilder und Notizen zur eigenen Familiengeschichte aufhängen und einen persönlichen Kommentar dazuschreiben können.</p>
<p>Weitere Anwendungen:</p>	<p>Bauarbeiter in Versailles unter Ludwig XIV. Hugenottischer Handwerker unter Ludwig XIV. Soldat in Preussen Bauern in Russland Arbeiter in Russland Britischer Kolonialoffizier in Indien Einwanderer zu verschiedenen Zeiten nach Nordamerika Schwarzer Sklave oder schwarze Sklavin in den USA Jakobineranhänger Arbeiter, Arbeiterin im Zeitalter der Industrialisierung Deutsche (auch deutscher Juden oder anderer verfolgter des nationalsozialistischen Regimes) mit Jahrgang 1919 und 1927 Arme US-Bürger oder einer US-Bürgerin während des New Deal Russischer Bauern oder Arbeiter bzw. Bäuerin oder Arbeiterin mit Jahrgang 1890 Deutsche der westlichen bzw. östlichen Besatzungszone mit Jahrgang 1930 (führen bis 1991) Jude, Jüdin, Palästinenser, Palästinenser mit Jahrgang 1930</p>

Didaktischer Kommentar Beobachtungen beim Spiel „Battista“

Das Spiel wurde auf der Sekundarstufe I mit einer vierten Bezirksschulklasse (neuntes Schuljahr) durchgeführt. Die aargauische Bezirksschule entspricht einem Progymnasium (Untergymnasium).

Es hat sich gezeigt, dass eine Vorbereitung der Schülerinnen und Schüler auf jeden Fall notwendig ist. Sie müssen die wirtschaftliche und politische Lage europäischer Länder, besonders diejenige Italiens und der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg kennen. Andernfalls sind Jugendliche dieser Altersstufe kaum fähig, die Gründe für die Auswanderung italienischer Bürgerinnen und Bürger und deren Situation in der Schweiz richtig zu beurteilen.

Die Heranwachsenden von heute sind vom Bild beeinflusst, das sie von Migrantinnen und Migranten aus anderen Ländern nach der Jahrtausendwende haben. Eingewanderte aus Italien gelten für sie bereits nicht mehr als Fremde. Deshalb war auch die in der Auswertung meistgenannte geschichtliche Erkenntnis diejenige, dass Migrantinnen und Migranten aus dem Balkan in den Siebzigerjahren als „Traumausländer“, als erwünschte Arbeitsmigranten galten, wohingegen diejenigen italienischer Abstammung abgelehnt und von vielen in der Schweiz als „Tschinggen“ beschimpft wurden. Gerade anhand einer solchen Erkenntnis lassen sich fremdenfeindliche Tendenzen unter heutigen Jugendlichen thematisieren und die aktuelle Situation kann mit der damaligen verglichen werden: Die Integration der Italiener und Italienerinnen in der Schweiz ist zu einer Erfolgsgeschichte geworden. Warum sollte sich eine solche nicht wiederholen mit Einwandernden aus anderen Kulturen? Welche Voraussetzungen müssen dafür in der heutigen Zeit geschaffen werden? Welche Gründe sprechen gegen eine erfolgreiche Integration? In welcher Hinsicht profitiert die Schweiz von den Migranten und Migrantinnen, in welchen Bereichen gibt es grosse oder sogar unlösbare Probleme?

Obwohl in der Nachschrift des Interviews mit dem Sohn Battistas Angaben über Herkunft, Gründe für die Auswanderung sowie Lebens- und Wohnsituation in der Schweiz detailliert geschildert sind, hat die Schülerinnen und Schüler mehr die familiäre Entwicklung Battistas interessiert - weniger seine ökonomische, weniger auch die politische Haltung in einem fremdenfeindlichen Umfeld. Möglicherweise sind heutige sechzehnjährige Schülerinnen und Schüler wesentlich mehr an privatem Glück interessiert als an politischen Fragen. Sie können sich als Angehörige einer eher konsumorientierten Generation vielleicht auch nicht vorstellen, wie arm die Nachkriegsgeneration in Krieg führenden Ländern gewesen ist, wie gross ihr Wunsch nach wirtschaftlich besseren Umständen und ihre Bereitschaft, hart dafür zu arbeiten. Diese Haltung können nur Schülerinnen und Schüler aus Migrantenfamilien nachvollziehen, die aus ebensolchen Verhältnissen entflohen sind.

Dem Gruppenerlebnis wurde in der Auswertung ein hoher Stellenwert beigemessen und es wurde als höchst positiv beurteilt, vielleicht auch deshalb, weil das Battista-Spiel die Abschlussarbeit an der Bezirksschule bildete. Als Geschichtslehrerin bin ich mit dem Ergebnis in jeder Hinsicht zufrieden, denn - abgesehen von den gelungenen Alben und ohne die teilweise fehlenden geschichtlichen Einsichten zu sehr zu gewichten - hat doch die Geschichtsarbeit einer ganzen Klasse Spass gemacht und sie sogar dazu bewogen, auch an freien Nachmittagen daran zu arbeiten.

Für die Lehrperson ist der Aufwand eher hoch, müssen doch die Fotos mehrmals ausgedruckt, zugeschnitten und hinten beschriftet werden.

Je nachdem, ob sich die Lehrkraft dazu entschliesst, Migrationsgeschichten aus der eigenen Klasse oder von Aussenstehenden zu verwenden, wird noch mehr zu tun sein. Denn dann sind die Fotoalben der Schülerinnen und Schüler zu scannen und zu bearbeiten. Aber dafür wäre der Ertrag vermutlich noch höher. Im vorliegenden Fall überliess mir ein Kollege italienischer Abstammung in verdankenswerter Weise seine Familienfotos. Und das hatte zur Folge, dass die Jugendlichen diesen Lehrer fortan mit anderen Augen und mehr Verständnis betrachteten als zuvor.

So oder so: Dieses Spiel eignet sich nur für Lehrkräfte, die den grossen Aufwand nicht scheuen, die gern Fotomaterial am Computer aufbereiten, Freude an gestalterischen Aufgaben haben und sich eine Zusammenarbeit mit Fachkräften für Bildnerisches Gestalten und Werken vorstellen können.

Erfahrungen mit dem Geschichtsspiel „Battista“

Da meine Abschlussklasse am Ende des Schuljahres plötzlich aus mehreren Gründen nur noch vier Lektionen Geschichte hatte (Stundenausfall wegen Feiertagen, Sporttag, Abschlussveranstaltungen), musste ich das Projekt im Eiltempo durchziehen, was sich insofern ausgewirkt hat, dass die Vorbereitungsphase (Thema Gastarbeiter/innen, Migration nach dem Krieg) nicht nur zu kurz kam, sondern fast ganz wegfallen musste. Das wurde in den fertigen Alben deutlich spürbar, weil kognitive Aspekte zu kurz kamen (z.B. Kenntnisse über die Wirtschaftslage in Italien und der Schweiz; Überlegungen zur Fremdenfeindlichkeit, zur Wohnsituation der Migranten, zu Möglichkeiten der Verbesserung der ökonomischen Situation der Migranten in der Schweiz). Im Vergleich dazu überwogen emotional geprägte Identifikationen mit den Personen. Jedenfalls habe ich in den fertigen Alben deutliche Hinweise auf die missliche Wohnsituation, die gereizte Stimmung in der Schweiz zur Zeit der Überfremdungsinitiativen und die wirtschaftliche Entwicklung der Familie in der Schweiz vermisst, obwohl dies alles in der Nachschrift (schriftlicher Lebenslauf Battistas) eingehend thematisiert wird. Aber daran scheinen die Lernenden nicht so sehr interessiert gewesen zu sein oder sie haben diese Entwicklung gar nicht bemerkt. Vielmehr hat sie die Liebe zwischen Battista und seiner Frau und das kleine Kind fasziniert. Auch die Gründe, weshalb Battista seine Heimat verlassen hat, finden sich in der Dokumentation sehr spärlich.

Bei einer abschliessenden Prüfung hat sich dann allerdings gezeigt, dass sich die meisten schon im Klaren darüber waren, weshalb Battista ausgewandert ist, mit welchen Schwierigkeiten er hier in der Schweiz zu kämpfen hatte und weshalb Assunta, Battistas Witwe, im Alter nicht nach Italien zurückkehrte. Allerdings ist zu bemerken, dass die Versuchsklasse dem Nachdenken weniger Gewicht beimessen wollte als der praktischen Arbeit, dafür fleissig und mit Inbrunst bastelte.

Daher vermute ich, dass eine solche Arbeit auch – oder sogar erst recht - mit Lernenden durchgeführt werden kann, die intellektuell weniger gefordert werden können, oder mit Klassen, in denen viele Jugendliche aus anderen Kulturen sitzen.

Der Zeitbedarf war höher als erwartet: Sechs Lektionen sind für dieses Spiel erforderlich - es sei denn, die Anzahl der Fotos werde reduziert (entweder bei der Aufgabenstellung oder bei der Auswahl fürs Album). Gemäss Rückmeldungen der Jugendlichen wäre eine Kleingruppe von zwei Personen günstiger als eine Vierergruppe. Das hiesse allerdings für die Lehrperson, noch mehr Fotomaterial bereitzustellen. Ist diese Arbeit allerdings einmal bewältigt, kann man ja immer wieder auf die Daten zurückgreifen; ausgedruckt und beschriftet werden muss allerdings jedes Mal neu.

Eventuell wäre eine Fächer verbindende Zusammenarbeit mit dem Bildnerischen Gestalten sinnvoll. Mir selbst hat diese Arbeit mit lebendigen Quellen Spass gemacht und den Lernenden - nach meinen Beobachtungen und den Rückmeldungen auf den Auswertungsbögen - auch. Sie würden sich gerne wieder einmal auf ein ähnliches Geschichtsspiel einlassen. Die Dokumentationen in Form von Fotoalben sind jedenfalls in ästhetischer Hinsicht sehr gut gelungen. Und wenn man bei der Aufgabenstellung ausdrücklich Hinweise auf historische, politische und wirtschaftliche Zusammenhänge in der Dokumentation verlangt, dürfte sich dies auch auf das Ergebnis auswirken. Zudem haben die Schülerinnen und Schüler die Arbeit in der Gruppe sehr geschätzt.

Bilanz

Als Abschlussarbeit in Geschichte war das Projekt äusserst zufrieden stellend. Der Vorbereitung auf das Thema müsste aber ein nächstes Mal das nötige Gewicht gegeben werden, sonst sind Lernende dieses Alters mit der Fülle von Informationen und historisch-wirtschaftlichen Zusammenhängen überfordert.

Als Lehrperson muss man sich bewusst sein, wie gross der Aufwand ist. - Für mich haben aber die Vorteile überwogen, vor allem auch deshalb, weil es trotz allem gelungen ist, den aus der Volksschule Austretenden einen anderen Umgang mit historischen Quellen zu vermitteln als mit der Lektüre in einem Geschichtsbuch resp. dem Lehrervortrag. So kann auch das Bewusstsein dafür geweckt werden, dass historische Quellen durchaus lebendig und sinnlich fassbar sein können.

Anhang

Grundlage für den didaktischen Kommentar sind die folgenden Instrumente:
Auswertung, Reflexion und Evaluation

Fragebogen für die Lernenden

1. Welcher Teil der Arbeit hat dir Spass gemacht?
2. Welches waren Stolpersteine?
3. War die Arbeit im Team befriedigend für dich?
Ja 0 teilweise 0 nein 0
4. Warum?
5. Hast du etwas Neues gelernt in Bezug auf das Fach Geschichte?
6. Könntest du dir vorstellen, wieder einmal ein Geschichtsspiel zu machen?
Ja 0 nein 0
7. Warum?
8. Zeichne deine Arbeit als „Fieberkurve“ auf!

Meine Lernspur

Diese Faktoren haben meinen Lernprozess beeinflusst:

Lernzuwachs – Erkenntnisse – Emotionen – Aktionen –
Tageszeiten – Arbeitsformen

Trage Stationen und Momente ein, benenne sie und zeichne die Lernkurve!

Lermentwicklung/Zielerreichung



Bewertungskriterien und Beurteilung der Schülerarbeit

1. Der Entstehungsprozess

1.1. Leistung in der Gruppe

<i>Informationswert</i>	Recherche, zusätzliche Materialbeschaffung
<i>Leistungsvermögen</i>	Originelle Ansätze, geeignete Zusammenhänge, kreative Bearbeitung
<i>Teamfähigkeit</i>	Verantwortung übernehmen, Regeln und Termine einhalten, Verantwortung delegieren, andere qualifiziert anleiten, zuhören, Ideen verarbeiten, anderen Informationen geben

2. Das Arbeitsergebnis

2.1. Das Album

<i>Layout</i>	angemessener Einsatz von Bild- und Textelementen, Einsatz von Fächer übergreifenden Arbeitstechniken, Fertigkeiten und Fähigkeiten
<i>Informationswert</i>	Hervorhebung sinnvoller, prägnanter und informativer (Teil-) Ergebnisse, Folgerichtigkeit und Aufbau in einem erkennbaren Ordnungsprinzip
<i>Attraktion</i>	Originalität, Wirkung, Ästhetik, Anschaulichkeit
<i>Informationsdichte</i>	Übersichtlichkeit, Einprägsamkeit
<i>Sprache</i>	adressatengerecht, quellengerecht, d.h. dem Material

2.2. Fachliche Leistung

<i>informationswert</i>	Vielfalt der fachbezogenen Aspekte, Folgerichtigkeit und Aufbau, Einsicht in historisch-politische Zusammenhänge, Orientierungskompetenz, Synthese von „Vergangenheitspartikeln“, Analysefähigkeit, Bewusstsein für die eingenommene Perspektive und für andere Sichtweisen (z.B. die Sicht aus einer anderen Kultur), Bewusstsein für die Bindung der Geschichte an die Gegenwart (Gegenwartsbezüge), erfassen des Wandels von Normen und Werten, Trennung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft
<i>Urteilsfähigkeit</i>	Reflexion, Wertung, Beurteilung des Materials; (siehe Prüfungsblatt) Fragen nach nicht erkennbaren, nicht erwähnten Verläufen, Ursachen von geschichtlichen Vorgängen beantworten können

Prüfen und bewerten

Die vorgestellten Prüfungen und Bewertungen sind Vorschläge, die in der Praxis getestet wurden.

Jede Lehrkraft muss aber selbst abwägen, ob sie das Projekt bewerten will oder nicht. Den Schülern und Schülerinnen muss jedoch mitgeteilt werden, ob bewertet wird und wenn ja, was bewertet wird.

Wenn sich die Lehrperson für eine Bewertung entscheidet, bieten sich verschiedene Möglichkeiten:

- Bewertung ausgewählter Einzelaspekte
- Bewertung des Lernprozesses
Bewertungsaspekt als Teil des Projekts:
Schülerinnen und Schüler erstellen einen eigenen Kriterienraster zur Projektbeurteilung
- Bewertung mit Noten, mit Kommentar, mit Symbolen (z.B. Smilies) oder eine Mischung aller Möglichkeiten

Im vorliegenden Geschichtsspiel kamen alle Varianten zum Einsatz.

Prüfung Teil A

1. Versetze dich in die Person Battistas ums Jahr 1960.

Deine neuen Schweizer Nachbarn in Lupfig, die Familie Wolleb, fragt dich, woher du kommst, warum du deine Heimat verlassen hast und weshalb du ausgerechnet in die Schweiz - und nicht in ein anderes Land - ausgewandert bist. Beantworte deinen Nachbarn alle drei Teilfragen möglichst präzise, aber kurz

2. Zehn Jahre später diskutierst du zusammen mit deinen italienischen Arbeitskollegen über eure Schwierigkeiten im Gastland Schweiz. Worüber sprecht ihr?

Am gleichen Abend hältst du dieses Gespräch in einer kurzen Zusammenfassung von zehn Sätzen in deinem Notizbuch fest.

3. Auch deine Frau kämpft zuweilen mit Alltagsschwierigkeiten, über die sie hin und wieder klagt.

Was macht ihr am meisten zu schaffen?

4. Welche Gründe waren wohl Ausschlag gebend, dass Battista und schliesslich auch Assunta nicht nach Italien zurückgekehrt sind?

Prüfung Teil B

Prüfungsgegenstand: Familienfeier



Assunta feiert 2005 einen Geburtstag im Kreis ihrer Lieben.

Du bist der Fotograf und hast die Aufgabe, das Familienfoto als Erinnerung zu beschriften.

1. Der wievielte Geburtstag Assuntas ist es?
2. Wer sind die Personen, die mit einer Nummer bezeichnet sind?
Nenne ihre Namen und ihre verwandtschaftliche Beziehung!
3. Du bist wie gesagt der Fotograf – wer bist du?

Materialien

Battista, mein Vater – Aus dem Leben eines italienischen Migranten

Battistas Heimat in Caravaggio

Mein Vater wurde 1926 in der Provinz Bergamo in Italien geboren. Sein Vater Giovanni, mein Grossvater väterlicherseits, lebte mit meiner Grossmutter und den Kindern auf dem Hof eines ehemaligen Grossgrundbesitzers in Caravaggio, einer kleinen Stadt inmitten von Äckern und Wiesen.

Im 19. Jahrhundert - noch zur Zeit meiner Grosseltern - wohnten diese Familien als arme Landarbeiter auf dem Gut, bestellten die Felder und hatten ein bescheidenes Auskommen. Die Frauen waren als Dienst- oder Kindermädchen bei der Herrschaft beschäftigt, während die Männer die schwere Arbeit auf den Feldern verrichteten. Mein Vater sah oft seinem Vater zu, wie er mit den Pferden die weitläufigen Äcker pflügte, die Mais - und Weizensaat von Hand ausbrachte, die reifen Feldfrüchte mit der Sense schnitt - und das alles oft in glühender Hitze oder auch bei strömendem Regen. Aber die Arbeit musste halt getan werden, sonst drohte der Familie die Wegweisung vom Hof und damit entweder Arbeitslosigkeit, Obdachlosigkeit und Hunger, ein Leben als herumziehende Tagelöhner oder aber ein tristes Dasein in den ärmlichen Mietshäusern der russigen Grossstadt Mailand, wo der Nebel und der Rauch der vielen Kamine im Winter oft monatelang wie eine trübe Glocke hing und die Leute krank auf der Lunge machte. In den feuchten Wohnungen dort, ohne fliessendes Wasser und frische Luft, lebten nur ganz arme Leute. Aus der Schweiz, den Tessiner und Bündner Tälern, schickten arme Eltern ihre kleinen Jungen nach Mailand, damit diese dort als Kaminfegerjungen den Eltern etwas Geld nach Hause bringen konnten. Aber die armen kleinen Kerle verbrannten sich oft in den heissen Kaminen beim Russabkratzen, manche kamen in der Glut sogar elendiglich um. Ein solches Los hätte mein Grossvater nicht teilen mögen!

Als es in Italien eine Landreform gab - wann und wieso weiss ich nicht genau, aber es muss vor der Geburt meines Vaters gewesen sein - waren die reichen Landbesitzer gezwungen, ihre riesigen Höfe zu verlassen und den Besitz unter die bis anhin armen und besitzlosen Landarbeiterfamilien zu verteilen: Jede Familie - das hiess auf unserem Gut: alle Familien unserer Sippe - erhielten vom grossen Hof ihren bis jetzt bewohnten Wohnteil, einen Teil der Scheune und einen Teil der Felder als ihr Eigentum! Über Nacht war unsere Familie zu einer kleinen, selbständigen Bauernfamilie geworden! Dasselbe galt auch für alle meine Grossonkel und die anderen Verwandten. Alle freuten sich über das unerwartete Geschenk und gingen eifrig daran, ihren Hausteil auszubauen.

In diese Zeit des Umbruchs hinein war mein Vater geboren worden. Ihm gefiel das Leben als Kind auf dem Hof und in der freien Natur. Da war immer etwas los: Es hatte eine Menge Erwachsene und Kinder - Cousins und Cousinen.

Mein Vater verbrachte eine glückliche Kindheit inmitten von Feldern, Wäldern und Flüssen; er wuchs mit Pferden, Kühen, Hühnern und Gänsen auf. Hier wollte auch er bleiben und wie seine Vorfahren und seine ganze Sippe als einfacher Bauer leben...

Das Leben in den eigenen vier Wänden

Zunächst waren alle in unserer Grossfamilie stolz auf das neue eigene Häuschen. Nach wie vor wohnten meine Grosseltern mit Cousinen und Cousins, Onkeln und Tanten auf demselben Hof. Sie bauten nun ihr eigenes Gemüse an, säten ihr eigenes Getreide, ernteten ihre eigenen Aprikosen. Das Problem war nur, dass sie der Staat nach der Landreform allein liess und keine Anstrengungen machte, dass sie ihre Produkte auch auf die Märkte bringen konnten. Der Norden hatte sich mehr auf die Entwicklung der Industrie verlegt und schenkte der Landwirtschaft keine grosse Beachtung.

Dazu kam, dass der häusliche Friede auf den Höfen nicht lange anhielt. Bald zeigten sich Eifersüchteleien. Schwägerinnen bekamen Streit mit ihren verwandten Nachbarinnen: Man ärgerte sich wegen Kleinigkeiten, so dass schon bald einmal jemand anfing, zwischen den einzelnen Wohnteilen Mauern zu errichten, um vor den Augen und Ohren der anderen Sippenmitglieder nebenan geschützt zu sein. Nach und nach waren auf dem Hof alle Wohnungen mit Mauern abgetrennt. Mit dem Besitz und der neu gewonnenen Freiheit waren auch Neid und Missgunst in die Höfe eingekehrt.

Manch einer überlegte sich, freiwillig vom Hof wegzuziehen. In den Nachbarorten passierte genau dasselbe. Es gab Höfe, die waren bald verlassen und begann zu zerfallen. Später sollte sich zeigen, dass die Neuzuteilung von Land der Todesstoss für die lombardischen Gutshöfe war.

Zudem brachen auch Streitigkeiten wegen des zugeteilten Ackerlandes aus. Wer hatte am meisten, wer das beste Land erhalten? Die Kindheit meines Vaters hatte Risse bekommen.

Der Zweite Weltkrieg

Meinem Vater war schon als kleinem Jungen ein Name vertraut: Mussolini, der „Duce“. Alle schienen ihn zu verehren... nur meine Verwandten machten eine verschlossene Miene beim Nennen seines Namens. Mein Vater verstand nicht, warum. Er war doch ein so schöner Mann und konnte so schön reden. Als mein Vater Battista etwas grösser war - so mit neun, zehn Jahren - hörte er immer öfter das Wort „Krieg“. Er wusste zwar nicht recht, was das bedeutete, aber aus den Mienen seiner Eltern und Verwandten war keine Begeisterung zu lesen. Bald sollte er erfahren, weshalb.

Zuerst waren viele Leute, auch solche aus unserer Gegend, begeistert, als der Krieg begann. Wahrscheinlich erhofften sie sich endlich ein besseres Leben mit einem grösseren Verdienst.

Aber als dann alle, auch mein Grossvater, in die Armee eingezogen wurden und in den Krieg ziehen mussten, legte sich die Begeisterung schnell. Ein Verwandter fiel im Feld, ebenso Brüder und Väter aus anderen Familien. Unsere Äcker wurden nicht mehr bestellt, die Leute verarmten zusehends.

Als der Krieg endlich zu Ende und Mussolini tot war, lag unser Land wirtschaftlich völlig am Boden. Das Italien von Battistas Kindheit war untergegangen. Wie sollte es weitergehen? Nach der Schulzeit war mein Vater gezwungen, sich seinen Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Aber im Gegensatz zu seinen Vorfahren war Battistas Auskommen auf dem Hof gar nicht gesichert. Die Äcker waren zu klein, um meinen Vater und eine allfällige künftige Familie zu ernähren. Ausserdem gab es da noch Geschwister, die auch versorgt werden mussten.

So sah sich Battista nach einem anderen Beruf als dem des Bauern um und andererseits nach einem Mädchen zum Heiraten...

Die Liebe

In der Schule in Caravaggio hatte mein Vater schon als Bub ein Auge auf die hübsche, vier Jahre jüngere Assunta geworfen. Ihr Vater Carlo aber schaute streng darauf, dass sich Assunta als anständiges Mädchen verhielt, so dass Battista ihr zunächst nur von Ferne seine Aufmerksamkeit schenken konnte. Bald aber schien sie seine Blicke zu erwidern.

Mein Vater fand Arbeit in der Werkstatt eines Cousins, der Transporte mit Lastwagen nach Mailand machte. Dort begann er als Maschinenmechaniker zu arbeiten, ohne Aussicht auf eine Ausbildung. Denn ans Heiraten konnte er erst denken, wenn er seiner zukünftigen Frau auch eine sichere Existenz bieten konnte. Und eine solche war auf dem alten Gutshof nicht mehr zu erwarten. Kurz nachdem mein Vater volljährig geworden war, hatte er jedoch schon genug gespart, um Assunta heiraten zu können! So wurde er mit zweiundzwanzig Jahren Ehemann der schönen Assunta, meiner Mutter.

Im Jahr 1952 konnten sich die beiden sogar Ferien am Strand von Genua leisten, ein Jahr später solche in den Bergamasker Bergen. Auf den alten Fotos kann man sehen, wie verliebt sie waren! Sogar einen Fotoapparat hatten sie sich offenbar kaufen können, was in jener Zeit gar nicht selbstverständlich war. Eine gleichaltrige Berufskollegin von mir, deren Familie aus dem Gebiet von Venedig stammt, besitzt beispielsweise keine Familienfotos - aus dem einfachen Grund, weil ihre Verwandten sich keinen Fotoapparat leisten konnten. Denn in Italien waren die Zeiten - wie in den anderen vom Krieg betroffenen Ländern - schlecht. Die Leute hatten keine Arbeit, hungerten und froren und wussten nicht, wie ihr Leben weitergehen sollte.

Mein Vater musste einsehen, dass er unter diesen Umständen kaum eine Familie ernähren konnte und seine Zukunftsaussichten äusserst trübe waren: Er hatte keinen Beruf erlernen können, die Wirtschaft Italiens lag am Boden, auf dem kleinen Wohnteil des ehemaligen Gutshofes hatte es zu wenig Platz und Verdienstmöglichkeiten für eine junge Familie. Auf die Dauer konnten meine Eltern daher nicht in Caravaggio wohnen, zumal meine Mutter Assunta schwanger wurde - mit mir.

Elternfreuden

Mammà begann sogleich Babykleidchen zu stricken, wie man auf den Fotos sehen kann. Und im Jahr 1954 wurde ich geboren - auf dem Hof in Caravaggio. Die ganze Familie war übergelukkig und ganz vernarrt in mich, das herzige Baby Danilo. Typisch italienisch! Voller Freude nahmen mich meine Eltern überallhin mit und fotografierten sich gegenseitig ständig: Battista mit Danilo, Assunta mit Danilo, die ganze Verwandtschaft mit Danilo... und immer machten sie „bella figura“, obwohl sie arm waren - wie es sich für richtige Italiener gehört.

Die Arbeitsstelle meines Vaters in Milano brachte es mit sich, dass ich Papà kaum sah: Er musste abends und morgens jeweils zwei Stunden mit der Eisenbahn hin- und zurückfahren. Zudem waren die Arbeitszeiten damals natürlich viel länger als heute, abgesehen davon, dass auch an Samstagen gearbeitet wurde. So lag ich jeweils am Morgen noch und am Abend bereits wieder im Bettchen, wenn der Vater zur Arbeit fuhr, respektive wieder aus Mailand zurückkehrte. So blieb für unsere junge Familie bloss noch der Sonntag, an dem wir manchmal einen Ausflug nach Milano unternahmen und auf dem Domplatz Tauben fütterten. Ein grosses Vergnügen für mich!

Aber für meinen Vater war es ein anstrengendes Leben geworden. Und meine Mutter empfand vielleicht die Tage Ehemann im Kreise der Schwiegereltern und der ganzen übrigen Sippschaft auf dem Hof auch nicht immer als einfach.

Wie sollte es weitergehen?

Von den Verwandten, aber auch von vielen Kollegen in ähnlicher Situation, hatte mein Vater Battista gehört, dass es im nördlichen Nachbarland, der Schweiz, besser bezahlte Arbeit gäbe. Ausserdem kamen immer öfter Männer aus der Schweiz in unsere Dörfer und Städte und boten den jungen Italienern und Italienerinnen Arbeit und besseren Verdienst in ihren Betrieben an. Schon viele aus unserer Gegend waren dem Ruf gefolgt. Warum - so überlegte mein Vater - sollte nicht auch er es versuchen? Das Problem war nur, dass er alleine in die Fremde ziehen und seine Familie zurücklassen müsste. Sollte er - im Hinblick auf eine bessere wirtschaftliche Zukunft - im kalten Norden in einer Baracke wohnen, zu verschlossenen Leuten, deren Sprache er nicht verstand, und auf alles verzichten, was ihm Heimat bedeutete? Sicher war aber auch, dass in der Schweiz Arbeitskräfte gebraucht wurden, dass die Wirtschaft in dem vom Krieg verschonten Land prächtig lief und vielleicht manch einer sein Glück würde machen können.

Mein Vater war offenbar ein mutiger Mann, der sein Leben aktiv gestalten wollte und sich trotz aller Bedenken und Einschränkungen für die Auswanderung aus Italien entschied. Und so liess er sich von einer Maschinenfabrik in der Schweiz, der Brown Boveri & Compagnie (kurz BBC genannt) in Baden, anwerben. Gewisse Kenntnisse als Maschinenschlosser hatte sich mein Vater ja schon beim Transportunternehmen seines Cousins erworben; das nötige Knowhow für die Arbeit in der BBC würde ihm die neue Firma vermitteln.

So sagte uns mein Vater im Februar 1959 addio und setzte sich in den Zug nach Norden für eine hoffentlich bessere Zukunft. Meiner Grossmutter und meiner Mutter brach dies fast das Herz und unter Schluchzen winkten wir alle, bis der Zug verschwand: „Ciao, ciao, caro mio!“ Später fand mein Vater in seinem Koffer das Rezept seiner Lieblingsspeise, das ihm seine Mutter in den Koffer geschmuggelt hatte: Granturco della nonna!

Das Leben im „Brisgi“ - einer „cittadina vera“!

Als mein Vater 1959 in der Schweiz, in Baden ankam, musste er sich zuerst auf das Büro an der Haselstrasse begeben, wo die Italiener in Empfang genommen wurden. Ein rundlicher,

gütiger Herr sah sich seine Papiere an und stempelte seinen Arbeitsvertrag. Glücklich und traurig zugleich begab sich mein Vater in die ihm zugewiesene Unterkunft: das „Brisgi“, eine Barackensiedlung für männliche italienische Arbeitskräfte, im Niemandsland zwischen Limmat und Bruggerstrasse, zwischen Baden und dem Weiler Kappelerhof an der Bahnlinie gelegen. Es waren bereits viele von Battistas Landsleuten da. Man erkannte sie daran, dass sie im Unterleibchen herumsassen, Filterlose rauchten, mit Leidenschaft ein Spiel namens „Mora“ spielten und immer wieder dazwischenriefen: „Cinque! Cinque!“, was in den Ohren der Schweizer tönte wie „Tschingg! Tschingg!“ Manche sassen um einen Tisch herum und diskutierten heftig bei einem Fiasco - den bauchigen Weinflaschen mit einem Geflecht drumherum. Mein Vater war froh, sozusagen in „Klein-Italien“ unten an der Limmat gelandet zu sein. Da waren die Italiener unter sich. Bloss fehlte ihnen am Anfang ein Laden, wo sie ihre gewohnten italienischen Lebensmittel kaufen konnten. Das änderte sich aber bald, als in der Stadt Baden Signora Moneta und bald darauf das Ehepaar Olga und Angelo Gaiffi im Brisgi einen Laden mit italienischen Spezialitäten - Salami, Pasta, Chianti - und eine Kantine eröffneten, wo es sogar echten Espresso gab! Hier verkehrten wenigstens keine Schweizer, welche die Ausländer kritisch beguckten und ihre Töchter am Ärmel wegzogen, um sie vor den Fremden zu schützen.

So wurde aus dem Italienerdorf „Brisgi“ ein eigentlicher „Staat“, wo es fast alles hatte, was es in Italien gab - ausser der Sonne und Frau und Kind. Die italienischen Frauen nämlich, die als Arbeitskräfte in die Schweiz kamen, wurden nicht im „Brisgi“ untergebracht, sondern weit weg von den Männern, auf der anderen Seite der Limmat, in Rieden. Auch dort gab es viele Arbeiterinnen aus der Heimat meines Vaters. Zumindest konnten sich die separierten Geschlechter über den Fluss hinweg zuwinken...

Die BBC-Hauszeitung nannte diese jungen Arbeitskräfte „Söhne und Töchter des Südens“!

„Baracche pur commode e confortevoli“

Jede dieser Baracken im „Brisgi“ konnte 48 Personen aufnehmen und war eingeteilt in Zimmer für je vier Betten. Weil in der Schweiz damals Wohnungsnot herrschte, gaben die Schweizerbehörden und die BBC-Hauszeitung den Italienerinnen und Italienern den Tarif bekannt: Es war ihnen untersagt, bei Privatpersonen oder als reguläre Mieter eine Bleibe zu suchen. In späteren Jahren jedoch änderte sich dies: Nun waren noch so viele rechtschaffene Schweizer bereit, den Gastarbeitern die letzten Kellerlöcher, ja sogar einzelne Matratzen zu Wucherpreisen zu vermieten. In den Dörfern rund um Baden nennt man die Namen dieser Vermieter heute noch hinter vorgehaltener Hand...

Jedenfalls sollten sich die Ausländer dankbar zeigen für die extra für sie eingerichteten Baracken: „Per Voi abbiamo costruito le baracche pur commode e confortevoli. Ricordatevi che in confronto di tanti operai siete dei privilegiati.“ Viele ledige Kollegen meines Vaters begannen sich häuslich einzurichten, schoben den Koffer, mit dem sie angereist waren, unter das Bett, hängten Bilder von Sophia Loren, nackten Frauen und der Squadra Azzurra (italienische Fussballnationalmannschaft, B.B.) an die rohen Bretterwände und kochten auf einer Kiste neben dem Bett „Espresso“ mit ihrem Espresso-Kocher.

Die Zahl der Italiener im „Brisgi“ wuchs zusehends. Den ersten 170, die im Jahr 1947 in Baden angekommen waren, folgten bald andere - die Stadt boomte. 1952 beschäftigte die BBC bereits über 1000! Mein Vater allerdings kam genau in der Zeit in Baden an, als es der BBC wegen einer Konjunkturschwäche schlechter ging. Die Firma benutzte die Gastarbeiter als „Konjunkturpuffer“: 800 Arbeitsplätze wurden abgebaut - 700 davon hatten Ausländern gehört. Mein Vater hatte Glück, er konnte bleiben. Auch deshalb, weil er - wie die anderen Migrantinnen und Migranten - bereit war, für einen geringeren Lohn als die Schweizer zu arbeiten. Diese verliessen nämlich mehr und mehr die BBC, weil sie anderswo besser entlohnt wurden. Ersatz holte sich die Firma aus dem Ausland, vor allem um den Mangel an Technikern und Ingenieuren auszugleichen.

Aber immer noch war das Bild der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz geprägt von ledigen, jungen Männern. Sie standen – vielleicht auch mein Vater – in Gruppen am Bahnhof und schauten wehmütig den nach Italien fahrenden Zügen nach. Die Schweizer Bevölkerung beschwerte sich über die "Tschinggen", die sich laut und ausgelassen unterhielten und den Mädchen hinterher pfffen. Sie hielten auch einen anderen Schimpfnamen für die ungeliebten Fremden bereit. „Maiser“ - nicht wie man vermuten könnte wegen des Lärms, den sie veranstalteten, sondern weil sie sich oft von „Mais“ - also Polenta - ernährten. Mais machte satt, wurde in ihrem Heimatland angebaut, war billig - eben die gewohnte bäuerliche Nahrung der armen Italienerinnen und Italiener.

Mein Vater beteiligte sich nicht so gross an den Festen der Italiener, richtete sich auch nicht besonders häuslich ein im „Brisgi“. Denn er gehörte zu den wenigen Glücklichen, die schon bald Frau und Kind in die Schweiz holen konnten. Die meisten anderen durften erst ab 1965 ihre Angehörigen nachkommen lassen, als ein Abkommen zwischen Italien und der Schweiz den Familiennachzug erleichterte.

Mein Vater aber konnte uns bereits Ende 1959 zu sich holen und damit auch die „Brisgi“-Baracken verlassen. Er fand für uns drei eine einfache, günstige Wohnung in einem Bauernhausteil in Lupfig, nahe beim BBC-Werk Birr, wo mein Vater arbeitete. Meinen fünften Geburtstag konnte ich in der Schweiz feiern!

In der neuen Heimat

Unsere Nachbarn in Lupfig waren Schweizer, die Familie Wolleb. Diese Familie war sehr nett zu uns; sie waren die ersten Schweizer, mit denen wir Kontakt hatten und die uns viel über die schweizerischen Gepflogenheiten beibrachten. Ich bin den Wollebs noch heute dankbar, dass sie uns das Leben in der Fremde so sehr erleichtert haben. Denn meine Mutter Assunta sprach natürlich kein Deutsch - übrigens bis heute nicht. Auch mein Vater hat nie richtig Deutsch gelernt. Wenn meine Mutter einkaufen ging, zeigte sie auf die Ware oder sprach italienisch mit dem Metzger. Die Schweizer im Gegenzug lernten allmählich etwas Italienisch sprechen, allerdings meist in der Grundform: "Du lavorare da BBC?" Auch die Italiener redeten in einer Mischsprache. So schrieb zum Beispiel ein Kollege meines Vaters einem Schweizer Mädchen den folgenden Zettel: „Will deiner merkauf sankeit, tesoro!“ Oder ein anderer schrieb dem Trudi: „Situazion schildern, die Sizilien ausfühlt. Capisc?“

In dieser Zeit eröffneten besonders geschäftstüchtige Landsleute meines Vaters erste Geschäfte, oft ein Lebensmittelgeschäft, und waren damit höchst erfolgreich. Meist hatten sie zuvor einen Marronistand betrieben oder waren mit einem Schubkarren von Haus zu Haus gezogen, um den Leuten Gemüse und Früchte aus dem Süden zu verkaufen. So lernten die Schweizerinnen und Schweizer allmählich die Genüsse Italiens kennen und schätzen. Das Leben in der Schweiz wurde zunehmend italienisch beeinflusst: In Baden war es beispielsweise der schon erwähnte Moneta, in Turgi ein gewisser Magnani, der anfangs mit seinem Schubkarren Gemüse verkaufte, bald einen Kiosk betrieb und ein paar Jahre später in seinem italienischen Heimatort Cattolica sogar ein erstes Hotel eröffnete. In Baden gabs die ersten Pizze in der „Trattoria Kreuzliberg“... und heute können wir uns ein Leben ohne Pizza und Spaghetti schon gar nicht mehr vorstellen.

Andere Kollegen meines Vaters zogen in die leer stehenden Kosthäuser der Spinnereien, die den Schweizern zu wenig komfortabel geworden waren. Dort zogen die „Tschinggen“ grössere Tomaten und üppigeres Gemüse als die Schweizer und weckten auch damit den Neid vieler Schweizer. Wie auch immer: Man sah in der Schweiz den wachsenden Wohlstand der Italiener nicht so gern, was wir mit einer zunehmenden Fremdenfeindlichkeit zu spüren bekamen.

„Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen“

Die Sechzigerjahre waren ins Land gezogen. Es kamen neuerdings auch andere Ausländerinnen und Ausländer in die Schweiz: aus Jugoslawien vor allem. Und die „Neuen“ waren bei den Schweizern viel beliebter als wir Italiener. Sie galten als „Traumausländer“, arbeitsamer als Italiener und anpassungswilliger. Das kann man heute kaum mehr nachvollziehen. Oft waren sie gut ausgebildet als Zahnärzte, Ärzte, Krankenpfleger, Ingenieure. Es gab Stimmen, die behaupteten, uns Italienern gehe es besser als den Schweizern, was nur in Ausnahmefällen so war. Denn immer noch verdienten wir wenig, wurden immer noch schlechter in Spitälern untergebracht als die Schweizer; italienische Kinder besuchten immer noch keine Gymnasien. Italiener waren und blieben ungebildete und ungelernete Arbeiter. Diese Botschaft hörte ich schon als kleiner Junge. Ich wollte es deshalb zu etwas bringen in der neuen Heimat meiner Familie, das hatte ich mir fest vorgenommen.

Jedenfalls stieg in der Schweiz die Angst vor den Ausländern - sprich: Italienerinnen und Italienern - und das Wort „Überfremdung“ hielt Einzug, was immer das sein mochte. Die Politiker schlugen scharfe Töne an, besonders in Zürich. Aus diesem Grund und auch, weil inzwischen Deutschland italienische Staatsangehörige anwarb, sank die Zahl der Einwanderer aus Italien. Mein Vater und mit ihm viele andere Einwanderer bekamen Angst vor der Vorstellung, das Gastland Schweiz verlassen und in ihr immer noch armes Heimatland Italien zurückkehren zu müssen. Damit hätte unsere Familie die ganze Existenzgrundlage verloren, alles, was mein Vater sich hier in der Schweiz aufgebaut hatte, wäre umsonst gewesen; meine Zukunft und die Aussicht auf ein besseres Leben hätten sich in Nichts aufgelöst. Denn ich besuchte mittlerweile die Schweizer Schulen, hatte Schweizer Freunde, sprach fließend Schweizerdeutsch, sah Lupfig als meine Heimat an.

Bis vor kurzem hatten die Firmenchefs in den Dörfern und Städten Italiens noch um Arbeitskräfte geworben. Später gingen sie nicht einmal mehr persönlich hin, sondern liessen ihre Arbeiter aus den Ferien gleich deren Verwandte und Bekannte mitbringen.

Aber jetzt kam es vor, dass ein Italiener am Bahnhof zusammengeschlagen wurde, weil er einem Schweizer Mädchen „Ciao bella!“ nachgerufen hatte. Auf den Fussballplätzen waren die Italiener nicht willkommen, weil sie den Schweizern angeblich die Sicht versperrten; in den Parks durften sie nicht mehr schwatzen und lachen, weil das bei den Einheimischen Ärger erregte. Die Zeitungen waren voll von negativen Leserbriefen über uns Italienerinnen und Italiener. Die Schweizer hatten Angst, dass wir zu grossen Einfluss auf ihre Eigenart haben könnten und dass diese Eigenart unterzugehen drohte, weil fremde Einflüsse die hiesigen Lebensgewohnheiten überdeckten und die Bevölkerung nicht mehr ihre eigenen Traditionen lebte... Schuld daran sollten die italienischen Gastarbeiter sein. Die Angst ging nun auch um bei unseren Landsleuten. Manche versuchten, möglichst nicht aufzufallen. So auch mein Vater. Für ihn war das wohl die schwierigste Zeit seines Lebens.

Aber nicht alle Schweizer dachten gleich. Einer der bekanntesten Schweizer Dichter - Max Frisch - setzte sich für uns ein. Er prägte das berühmt gewordene Wort: „Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen.“

„Schwarzenbach – bachab!“

Auch die Geschäftsleitung der BBC, die sich gegen eine Rückschaffung der Italiener engagierte, konnte die fremdenfeindliche Initiative der Zürcher Demokratischen Partei von 1965 nicht verhindern. In diesem ersten „Volksbegehren gegen die Überfremdung“ wurde verlangt, dass der Ausländeranteil 10% der schweizerischen Bevölkerung nicht übersteigen dürfe. In Tat und Wahrheit lag der Durchschnitt aber bei 16%! Nachdem der Bundesrat versprochen hatte, Schritte gegen zu hohe Einwanderungszahlen zu unternehmen, wurde diese Initiative zurückgezogen - nur um gleich darauf Platz für eine neue zu machen: Das zweite „Volksbegehren gegen die Überfremdung“ - kurz „Überfremdungsinitiative“ oder auch „Schwarzenbach-Initiative“ genannt - kam 1970 zur Abstimmung. Der Zürcher Industriellenspross aus höchsten Kreisen, James Schwarzenbach, sehr welt- und wortgewandt, hatte dieses Begehren initiiert und mit zahllosen Auftritten im ganzen Land persönlich dafür gekämpft. Er liess sich wie ein Nationalheld feiern. Einer seiner Auftritte führte ihn auch nach Baden, in die Aula des neu gegründeten Gymnasiums, wo ihn aber zahlreiche junge Leute beschimpften und seine Rede mit Pfiffen quittierten. Für unsere Familie wäre eine Ausweisung aus der Schweiz eine Katastrophe gewesen, auch für mich persönlich, weil ich - als einer der wenigen Italiener - nach der Primar- und Sekundarstufe die Prüfung ins Gymnasium bestanden hatte und später studieren wollte. Ausserdem hatte ich seit zwei Jahren eine kleine Schwester, Diana. Meine Mutter war in dem Moment noch einmal schwanger geworden, als man uns mit der Rückschaffung drohte. 1970 kam die Überfremdungsinitiative zur Abstimmung. Was niemand von uns zu hoffen gewagt hatte, trat ein: Der 7. Juni wurde zu einem Freudentag für uns! Eine so hohe Stimmbeteiligung hatte es

in der Schweiz zuvor kaum je gegeben: 74.7%. Die Vorlage wurde relativ deutlich mit 54% Nein gegen 46% Ja-Stimmen abgelehnt. Die Zeitungen schrieben von einem „Markstein“ in der Geschichte der schweizerischen Ausländerpolitik. Es war ein harter Abstimmungskampf, aber eine Annahme der Initiative hätte wohl nicht nur uns Ausländer, sondern auch die Schweizer Wirtschaft empfindlich getroffen.

Das Rotationsprinzip

Denn die Schweiz hatte mit Italien „kluge“ Verträge geschlossen: Sie operierte mit dem „Rotationsprinzip“ und der „Puffertheorie“: Der Aufenthalt von uns Ausländern und Ausländerinnen wurde auf zwei bis drei Jahre begrenzt und die Aufenthaltsbewilligung nicht automatisch erneuert. Dadurch konnte je nach Konjunkturlage rasch reagiert und die überzähligen Arbeitskräfte konnten nach Hause geschickt werden. Zudem belastete die Schweiz das eigene Sozialsystem nicht, indem sie vorwiegend junge, allein stehende Männer anwarb: keine Pensionskassen-, kaum Krankenkassenkosten. Aber wir Italiener mit unseren zwei Millionen Arbeitslosen waren damals froh um jeden Arbeitsplatz.

Wir konnten in unserer Familie ja von Glück reden, da mein Vater vom 1948 geschlossenen Vertrag zwischen Italien und der Schweiz profitierte, der den Familiennachzug unter gewissen Bedingungen schon nach 18 Monaten vorsah. Davon habe auch ich letzten Endes profitiert, auch wenn mich noch heute die Sehnsucht nach der Heimat meiner Vorfahren überfällt und ich - je älter ich werde - desto mehr meinen Wurzeln nachspüre.

Die Siebzigerjahre

Die Konjunktur hielt sich nicht auf demselben Niveau wie in den Sechzigerjahren. Nach dem Krieg zwischen Israel und den Arabischen Staaten von 1973, seit der Erdölkrise also, als die Erdöl exportierenden Länder ihre Erdölaufuhr drosselten, brach die Wirtschaft ein. Auch die Firma meines Vaters, die BBC, der er die Treue hielt (halten musste?), bekam dies zu spüren und hatte plötzlich mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber mein Vater blieb trotzdem in der Schweiz, auch weil ich inzwischen fast zu einem Schweizer geworden war und nach der Matura (Abitur, B.B.) Geographie studieren wollte. Während mein Vater das Schweizer Bürgerrecht nie beantragt hatte, wurden seine Kinder – meine jüngere Schwester und ich – Schweizer Bürger.

Der Kontakt zu den Verwandten in Bergamo blieb aber über all die Jahre eng; auch heute bin ich oft zu Besuch dort, wie auch meine Frau und meine Söhne. Aber ich lebe und arbeite in der Schweiz - immer ein wenig hin- und her gerissen zwischen meinen beiden Heimatländern.

In diesen Jahren habe ich auch meine zukünftige Frau, eine Schweizerin aus gutem Hause namens Corinne, kennen und lieben gelernt. Sie studierte wie ich, wurde Lehrerin. Bald heirateten wir. Selbstverständlich rede ich mit ihr nur Schweizerdeutsch.

Wie gesagt, hatten meine Eltern die Sprache ihres Gastlandes nie gelernt. Mein Vater konnte sich wenigstens in Schweizerdeutsch einigermaßen verständigen, meine Mutter nicht - bis heute nicht, obwohl sie nun schon seit mehr als fünfzig Jahren in der Schweiz lebt. Trotzdem möchte sie nicht zurück nach Italien. Ihre Familie ist hier - ihre Kinder und Grosskinder. Vielleicht haben sich meine Eltern damals überlegt, nach der Pensionierung meines Vaters zurück nach Italien zu gehen und dort ihren Lebensabend in einem kleinen Häuschen zu verbringen, das sie mit dem in der Schweiz ersparten Geld gebaut haben. Diese Absicht hatten viele unserer Landsleute, einige haben sie auch in die Tat umgesetzt. Aber ob sie damit glücklich geworden sind, ist eine andere Frage. Man hört so einige Geschichten von Rückkehrern, die sich in ihren Heimatdörfern nicht mehr zurechtfinden...

Battistas Familie in der Schweiz wird grösser

Mein Vater fühlte sich zusehends müde und ausgepumpt von der Arbeit in der BBC. Umso glücklicher war er, als er von Corinnes Schwangerschaft erfuhr. Ein Enkelkind für Battista! Auch meine Mutter Assunta war ganz aus dem Häuschen. Jetzt stellt sich die Frage, ob meine Eltern später einmal nach Italien zurückkehren würden, nicht mehr so drängend. Es sollte anders kommen: Mein Vater Battista starb 1984 ganz plötzlich an einem Herzschlag - noch vor seiner Pensionierung, im Alter von 58 Jahren. War sein Herz doch gebrochener, als er es uns glauben machen wollte? Ich weiss es bis heute nicht. Aber es tat weh, dass er seinen Enkel - seinen Stammhalter, auf den ja Italiener bekanntlich besonders stolz sind - nicht mehr sehen konnte. Mario, unser Sohn mit italienischem Namen, kam drei Monate später zur Welt - ein herziges, gesundes Baby. Wir freuten uns alle sehr über die Geburt unseres Kindes, besonders auch meine Schwester Diana, die mit fünfzehn Jahren Tante geworden war. Und für meine Mutter war jetzt vollends klar, dass sie bei ihrer Familie in der Schweiz bleiben wollte. Wenn sie ihren kleinen Enkel in den Armen hielt, konnte sie sich über den Verlust ihres Mannes doch ein wenig hinwegtrösten. Das Leben ging weiter - aber von jetzt an definitiv in der Schweiz!

P.S.: Danilo und Corinne bekamen 1986 noch einen zweiten Sohn, Ivo. Diana, Danilos jüngere Schwester, gebar ebenfalls zwei Kinder, von denen das jüngere erst 2005 zur Welt kam – im selben Jahr, als Assunta, Battistas Frau, ihren 75. Geburtstag im Kreise ihrer Familie in der Schweiz feiern konnte.

Alle direkten Nachkommen von Battista leben in der Schweiz. Danilo ist Lehrer für Geografie und Mathematik an der Sekundarstufe I einer Schweizer Schule. Seine Söhne Mario und Ivo besuchten beide ebenfalls das Gymnasium und studieren an der Universität Zürich. B.B.

Aufgezeichnet von Barbara Baldinger

Literaturverzeichnis

Quelle für die Familiengeschichte:

Nachschrift einer Erzählung von Danilo Colombo (geb. 1954 in Italien über das Leben seines Vaters Battista, der 1959 in die Schweiz auswanderte, in der BBC Baden, Werk Birr, Arbeit fand und zunächst in der firmeneigenen Barackensiedlung Brisgi wohnte, bevor er seine Frau und seinen Sohn zu sich holen durfte.

Zur Ergänzung herbeigezogene Quellen:

Banderet Chr./ Weder Th.: „Luigi Andreotti“, in: Destination Schweiz, Migration und Asyl in der Schweiz, Hg. Bundesamt für Flüchtlinge, einem Amt des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD), Bern 2004

Starcevic A.: „Die Italiener sind da!“, ebenda, S. 22-28

Welter B.: „Unterkünfte für die Töchter und Söhne des Südens“, in Badener Neujahrsblätter, Hg. Literarische Gesellschaft Baden und Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden, Baden 2004, S.10-17

Wildi T.: „Nicht nur ein Dorf, ein eigener Staat“, Aufzeichnung eines Gesprächs über das Leben im Brisgi mit Margherita Spica-Gaiffi, der Tochter von Olga und Angelo Gaiffi, welche die Kantine im Brisgi führten; ebenda, S. 18-21

Plädoyer für die Arbeit mit gegenständlichen Quellen und einen sinnlichen Geschichtsunterricht

Barbara Baldinger

Schulisches Wissen wird immer noch vorwiegend über akustische und visuelle Wahrnehmung vermittelt; taktile Beschäftigung mit Gegenständen ist die Ausnahme – zumindest in der Sekundarstufe I und II. Im Normalfall wird den Schülerinnen und Schülern im Geschichtsunterricht eine Flut von Papier vorgesetzt: Gesichtsbücher, kopiertes Quellen-Material, Texte aus dem Internet, aus Print-Medien...

Die Erkenntnis dass der Umgang mit Sinnlichem, z. B. mit Fotos und Zeitungsausschnitten das Lernen fördert, ist sehr alt, also weder eine Erfindung der modernen Lerntheorie noch etwa der Museumspädagogik.

Schon Comenius hat jeder „vornehmen schul“ empfohlen, eine besondere Sammlung, ein Archiv anzulegen, damit den Schülern „sinnbare sachen“ vorgestellt würden, welche diese "mit dem verstand ergreifen“ könnten (Comenius J. A.: Orbis sensualium pictus, Nürnberg 1658, Nachdruck Dortmund 1991).

Die besonderen Merkmale sinnlicher, lebendiger und dem Alltag nahen Quellen, die intensives historisches Lernen ermöglichen, resultieren aus den Prinzipien Haptik, Ästhetik, Authentizität und Emotionalität.

Bei der Arbeit mit solchen Quellen – oder deren Kopien, wenn die Originale, wie bei diesem Spiel, geschützt werden müssen – bilden Lernende ästhetisch-visuelle Kompetenz aus. So kann etwa gefragt werden: In welchem Stil, mit welcher Fototechnik wird wer zu welcher Zeit fotografiert?

Solche lebendigen Quellen vermitteln auf sehr geeignete Weise, eben auf sinnlich-wahrnehmbare Art zwischen unserer Gegenwart und der Vergangenheit. Und last, but not least, erzeugen gegenständliche Quellen eine besondere emotionale Nähe zwischen dem historischen Überrest und dem Lernenden. Laut neusten medizinischen Forschungen soll emotionale Intelligenz eine der Hauptkompetenzen für Erfolg jeglicher Art im Leben sein. (Dazu Thorsten Heeses T: Titel, in: Geschichte lernen, Heft Nr. 104, Seelze/Velber, 2005)

Spurensuche auf dem Dachboden

Warum aber gerade ein Spiel mit Fotografien aus einem privaten Album?

Die meisten Familien haben in Sammlungen, Fotoalben, Schachtelarchiven ihre Geschichte, ihren Alltag dokumentiert, ihre Vorstellungen von sich und ihrem familiären Umfeld für sich selbst und die Nachwelt festgehalten.

Für Migrantinnen und Migranten sind Erinnerungen an ihre vergangene Welt besonders wertvoll, finden sie doch in ihnen ihre Wurzeln wieder; die Bilder spiegeln in der Fremde ihre Sehnsüchte und Wünsche, aber auch ihre Erfahrungen. So hüten denn die meisten Ausgewanderten ihre Familienfotos wie einen Schatz und bewahren diesen dementsprechend auf: in verschnürten, mehr oder weniger schönen Schatullen oder Alben, oft aber auch bloss in Schuhschachteln. Bereits die Art der Aufbewahrung von Familienfotos lässt oft Rückschlüsse auf die soziale Stellung einer Familie zu.

Solche „Fotoarchive“ bilden die Grundlage für dieses Geschichtsspiel. Mit Schachteln voller Familienbilder lassen sich fremde Biografien (re-)konstruieren, was sich besonders für unsere heterogenen Schulklassen anbietet, weil damit die Kartografierung von Migrationsbewegungen unterschiedlicher Familien möglich wird. Diese Arbeit - einer kriminalistischen und journalistischen Recherche nicht unähnlich - dient einerseits den Schülerinnen und Schülern der zweiten oder dritten Generation dazu, eigene Erinnerungsarbeit zu leisten; andererseits ermöglicht sie den Einheimischen einen vertieften Einblick in die Geschichte der Migrantinnen und Migranten, wenn möglich sogar in diejenige ihrer Klassenkameraden und -kameradinnen, was zu einer toleranteren Haltung und einem vertieften Verständnis gegenüber diesen „Fremden“ im Land führen müsste.

Gleichzeitig werden eigene Wünsche der Lernenden in die fremden Bilder projiziert, was der Identitätsfindung auf der Sekundarstufe I erwiesenermaßen förderlich ist. Diesen Prozess bewusst zu machen, kritisch zu beleuchten und einzuordnen, kann dann die Aufgabe des Unterrichts sein.

Dass tatsächlich subjektive Wünsche und Sehnsüchte in fremde Familienbilder einfließen, hat zum Beispiel die Öffnung der zaristischen Fotoarchive in Russland nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion gezeigt: Die Zarenfamilie war nämlich nicht nur physisch

ausgelöscht worden, sondern auch in der Erinnerung. Sämtliche Bilder der Romanows ruhten seit 1917 in den Kellern des Sowjetregimes. Als nun der Öffentlichkeit in einer Ausstellung die umfangreiche Sammlung von privaten Fotos der letzten Zarenfamilie gezeigt wurden (Zar Nikolaus II. war ein begeisterter Fotograf), waren die Menschen ergriffen von den rührenden Bildern, welche das glückliche Familienleben des letzten Zaren zeigten, und das einfache Volk revidierte seine Meinung über die vermeintlichen „Ungeheuer“ teilweise total. Eine Welle von Zarenverehrung ging durch Russland und kurz darauf wurden die Romanows sogar heilig gesprochen... Es ist offensichtlich, welche wichtige Aufgabe der Geschichtsunterricht hier hat, allerdings darf er bei der Sinnstiftung nicht stehen bleiben. Es bedarf vielmehr auch der Reflexion und der De-Konstruktion der eigenen Darstellungen. Auch wünschenswerte Ziele müssen sich an Triftigkeitskriterien binden lassen!

Völker verbindend und Fächer verbindend

Das Spiel eignet sich nicht nur dazu, ein besseres Verständnis zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen zu fördern, sondern ebenso hervorragend für eine Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Disziplinen respektive deren Fachlehrkräften, einer Schule - zum Beispiel in den Fächern Bildnerisches Gestalten und Werken.

Schliesslich haben renommierte Künstlerinnen und Künstler ähnliche Arbeiten vorzuweisen. Allen voran Gerhard Richter mit seinem „Atlas“ (Richter G.: Atlas der Fotos, Collagen und Skizzen / hrsg. von Helmut Friedel ... [et al.] Köln, 1997).

Bilder sammeln und ordnen, Bilder untersuchen, Identitäten re- oder de-konstruieren, sogenanntes Mapping und Kartografieren - dies alles gehört zum Programm vieler bildender Künstlerinnen und Künstler. (Dazu: Kunst + Unterricht, Heft 285/286/2004) Dort sind diese Verfahren eingehend dargestellt und es ist eine Fülle von Anregungen zu finden). In der Auswertung des vorliegenden Geschichtsspiels haben alle Schülerinnen und Schüler das Gestalten des Albums als diejenige Arbeit bezeichnet, die ihnen während der Schulzeit am meisten Spass gemacht hat. Sie sind zudem von alleine auf die Idee gekommen, sich bei der Lehrkraft für textiles Werken geeignete Einbandsstoffe für ihr Album zu holen und den Kollegen italienischer Abstammung um ein Vorwort in Italienisch zu bitten; sie haben also ohne dazu aufgefordert zu sein, auf eigene Initiative Fächer verbindend gearbeitet.

Das alles spricht für die hier beschriebene Art und Weise des Arbeitens mit den hier gewählten geschichtlichen Materialien.